

Literatur des Auslandes.

N^o 70.

Berlin, Montag den 12. Juni

1837.

England.

Zur Naturgeschichte der Affen.

Man erzählt von Mazurier, dem berühmten Polichinell, daß er, in Thierfelle eingekleidet, mit bemaltem Gesicht und in möglichst pavianmäßigem Aufzuge, sich unter die Assen im Jardin des plantes mengte und mit großer Geduld und Aufmerksamkeit die Manieren dieser Gesellschaft studirte, bis es ihm endlich gelang, das gute Herz einer Affin dermaßen für sich einzunehmen, daß sie einen Apfel, von dem sie aß, mit ihm theilen wollte. Voll Freude über diesen Triumph seines Kunststudiums, rief der Künstler: „Enfin je suis singe!“

Die Leser, welche sich noch der scenischen Triumphe dieses unvergleichlichen, in alle Naturen sich schmiegenden Mazurier erinnern, wissen auch, daß er den höchsten tragischen Gipfel seiner Kunst in der Rolle des Brasilianischen Affen Jocko erstiegen hat. Es war wirklich ein großer und ährender Effekt, ein so vollkommenes Schauspiel, wie irgend eines — ja mehr als ein Schauspiel, die pure, reine Natur. Nur Schade, ein Fehler störte das unvergleichliche Ensemble: Mazurier spielte die Rolle ohne Schwanz. Inmitten der täuschend nachgeahmten Brasilianischen Decoration und Scenerie erging sich, zum großen Ersäunen und Mißvergnügen aller im Parterre anwesenden Zoologen, der *simia quadrumanus* ohne Schwanz. Wenn Einer auf die Reise geht, sagt das alte Sprichwort, so kann er was erzählen; aber so lange die Welt steht, hat noch kein Reisender in Brasilien einen Affen ohne jenes auszeichnende Ornament gesehen. Das Wissen bringt den Menschen um manche Freude. Während das ganze Publikum vor Entzücken und Rührung außer sich war, saßen die Zoologen kopfschüttelnd, und alle Illusion war für sie dahin. Dient es also allen Affenmetodramen-Dichtern und Darstellern für die Zukunft zur Nachricht, daß alle Affen in der Neuen Welt, so viel man bisher ihrer entdeckt, ohne Ausnahme Schwänze tragen; nur in der Alten Welt, im Ostindischen Archipel, giebt es menschenähnliche ungeschwänzte Affen.

Gleich viel indeß, ob geschwänzt oder ungeschwänzt, von jeher hat der Mensch diese ihm äußerlich zunächst stehende Gattung von Säugethieren mit besonderem Interesse betrachtet. Der Anblick eines Affen, seine Gebärden, seine lustigen Streiche machen wohl Jedem Vergnügen, wenn auch hinterher ein Gefühl des Efels, eine Art Beschämung eintritt über die häßliche Karikatur der menschlichen Gestalt, die man vor Augen gehabt hat. Es ist natürlich, daß auch der Zoologe sich für ein Thiergeschlecht besonders interessiert, dessen Bau sich dem menschlichen so sehr zu nähern scheint; nur freilich verschwindet dieser Anschein bei der genaueren anatomischen Untersuchung, und es bleibt eine unendliche, durch keinerlei Uebergänge auszufüllende Kluft zwischen dem Typus der Vierhänder und Zweihänder. Die Philosophen und Naturforscher, die da behauptet haben, es gebe ein Weg der allmählichen Entwicklung durch unmerkliche Uebergänge von der Monade im Pflanzenaufgange durch alle Reihen der thierischen Schöpfung hinauf bis zum Affen et sic porro bis zum Menschen; diese Herren, von Monboddo an bis auf Lamarck und Bory de Saint-Vincent, so große Achtung diesen Letzteren in ihrer Wissenschaft gebühren mag, müssen uns schon erlauben, daß wir ihre Argumente uns nicht aufsechten lassen. Am wenigsten darf man auf äußere Merkmale geben, wie z. B. auf das Fehlen des Schwanzes, oder auf die Zahl, Ordnung und Beschaffenheit der Zähne, die allerdings bei einigen Affen-Arten völlig dieselbe wie beim Menschen ist, oder auf das Vorhandenseyn eines freien entgegengesetzten Daumens an der Hand. Wer weiß, ob nicht die Bauern in den Landes des südlichen Frankreich, die sich von dem Sammeln und dem Verkaufe des Harzes der *pinus maritima* nähren, durch das beständige Baumklettern zu der Fertigkeit gelangt sind, die große Bebe am Fuß von den übrigen weit abzubiegen; — wird man darum sagen, diese Bauern seyen eine dem Affen näherstehende Species des menschlichen Geschlechts?

Welcher unserer Leser etwa nähere Belehrung über diesen Gegenstand suchte, der würde sie finden in einer Vorlesung des Herrn Owen über den Knochenbau des Schimpanse und des Orang-Outang, im ersten Bande der Verhandlungen der zoologischen Societät zu London. Ein anderer Naturforscher, Herr Ogilby, hat mit Recht darauf angetragen, diese Klasse von Thieren nicht Vierhänder, sondern vielmehr Fuchshänder (*Chiropodes*) zu nennen. In der That, ihre vier Füße sind ganz zweckmäßig für ihr beständiges Leben auf den Bäumen, zum Klettern, zum Fassen, zum Anklammern; aber wie unendlich weit stehen sie zurück gegen die Hand, dieses wunderthätige Werkzeug, mit welchem der schwach und häßlos geborene Mensch vom Schöpfer ausgestattet ist und womit

er das Höchste schafft und bereitet, die reichste Befriedigung seiner Bedürfnisse, die Mittel zu unerschöpflichem Genuß, die Versinnlichung der erhabensten Ideen in Kunstwerk und Schrift. Diese Knochen, so gebaut, so gegliedert, sind das Werkzeug, wodurch ihm gegeben ist, zu herrschen über die Fische im Wasser, und über die Vögel in der Luft und über alles Lebendige, so da kreucht und reget sich auf Erden.“

Betrachten wir den Arm und die Hand des vollkommensten, des am meisten menschenähnlichen Affen, so finden wir den Daumen bei weitem nicht so frei und beweglich, die Finger nicht so gesondert und gegliedert, wie beim Menschen. Der Affe kann im günstigsten Falle seine Hand nur halb öffnen. In der That, je kürzer der Schwanz, desto mehr ist der Arm und die Hand entwickelt, und je länger der Schwanz, desto weniger. Das ganze Geschlecht lebt, wie gesagt, fast beständig auf Bäumen; recht zu Hause sind sie in den tiefen, dichten tropischen Urwäldern, wo sie im Sonnenschein von Wipfel zu Wipfel springen und jagen, von Ast zu Ast sich schwenken und dann wieder vor der brennenden Hitze Schutz suchen können unter dem dichten Laub- und Rankengewölbe. Dringt ein Fremder, ein Mensch, zu ihnen in diese Einsamkeit, so erregt er zuerst ihre unruhige, ganz unbändige Neugier; bald aber, und besonders wenn der Ankömmling feindliche Absichten zeigt, wird er mit Steinen, Baumästen, mit schweren und harten Baumstücken bombardirt und ausgetrieben.

Robert Lade, welcher am Kay der guten Hoffnung mehrmals auf die Affenjagd ging, erzählt darüber Folgendes: „Was für Künste und Sprünge die Thiere uns vorgemacht, das kann ich gar nicht beschreiben, auch wie dreist und neugierig und unerschämt sie gewesen, dergestalt, daß sie, obwohl wir sie jagten, dennoch immer wieder dicht an uns herangekommen, manchmal so nahe, daß ich ganz gewiß meinte, sie fangen zu können; aber kaum daß ich die Hand ausstreckte, thaten sie einen Sprung, wohl auf zehn Schritt, und liefen die Bäume hinauf übergeschwind, und von oben guckten sie herunter, ganz ruhig, und schienen Freude zu haben an unserer Verwunderung. Ihrer Größe waren so gewaltig groß, daß wir Alle nicht glaubten, uns ihrer erwehren zu können; aber der Dolmetsch sagte uns, sie wären nicht böse und thäten nichts. Konnte uns auch nichts helfen, als sie todzuschießen, so liefen wir doch unsere Büchsen ruhen; der Capitain aber legte die seine an auf einen großen Affen, der ganz oben auf einem Baume saß, und war schon lange vor uns hergelaufen. Nun mochte das Thier an anderen seines Gleichen schon geüben haben, was solche Drohung des Jägers für schreckliche Folgen hat; darum war es so erschrocken, daß es von seinem Aste herunterstürzte, regungslos zu unseren Füßen lag und sich auch greifen ließ sonder Mühe. Als er aber wieder zu sich kam von seiner Betäubung, da war große Gewalt nöthig und Geschick, ihn zu halten. Die Pfoten banden wir ihm zusammen, wobei er so wühend um sich biß, daß wir ihm Tücher über den Kopf werfen mußten.“

Wer diese behendesten aller Geschöpfe nur in Menagerieen oder im Zustande der Gefangenschaft gesehen hat, der macht sich freilich keinen Begriff von ihrem wilden, rastlosen Springen und Treiben in den heimlichen Wäldern; die höchsten Bäume auf und nieder im Nu, von Wipfel zu Wipfel, nach Früchten oder Vogelnestern suchend — denn sie sind die ausgemachtsten Eierdiebe — nie allein, sondern immer zu Schaaren; ein lustig Leben, dem freilich mancher schlimme Feind unversehens und plötzlich ein Ende macht. Am meisten haben sie sich vor den Schlangen zu fürchten, die unter dem dichten Laube zusammengerollt verborgen liegen und plötzlich hervorschießend ihre sorglose Beute umschlingen. Der Mensch, dieser Abdespot und Abdespoter, stellt ebensfalls dem Affen nach, und oft süßelt der Jäger sich, wenn es schon zu spät ist, von Mitleid bei den Todestämpfen dieses so feßlichen und ihm selbst so ähnlichen Thieres ergriffen.

„Ein ganzes Rudel von Affen — so erzählt ein Reisender in Süd-Amerika — von uns aufgeführt, schwamm auf dem Flusse vor uns her; nur eines von den Thieren, neugieriger als die anderen, blieb sitzen, wiegte sich auf einem großen Aste, der über dem Wasser hinausging, und betrachtete uns, wie wir mit dem Kanoe herankamen, mit der größten Aufmerksamkeit; es mochte uns wohl für Neffen von seiner eigenen Gattung halten. Dabei schrie und schwatzte es in einem fort und erhielt den Ast, worauf es saß, durch sein Springen in beständigem Auf- und Niederschweben. Ich legte meine Flinte an, und im nächsten Augenblick war das Thier von dem Baume gestürzt; ich holte es aus dem Wasser heraus. Der Anblick war so herzerreißend, daß ich ihn um Alles in der Welt nicht noch einmal bestehen möchte. Das arme Thier war nicht todt, aber tödtlich verwundet; um nun seinen Leiden schnell ein Ende zu machen, ergriff ich es mit beiden Händen beim Schwänze und schleuderte es durch die Luft, um ihm den Kopf

an der Seitenwand des Kanoe zu zerschmettern. Es gelang mir nicht, und das arme Geschöpf sah mich mit so bittenden, um Barmherzigkeit flehenden Augen an, daß ich es nicht aushalten konnte. Ich hielt es mit dem Kopfe unter dem Wasser, bis es ersticke; aber seine kleinen Augen blieben noch verendend auf mich gerichtet, wie mit stillem Vorwurfe über meine Grausamkeit. Ich war so ergriffen, daß ich hernach von dem Fleische des Thieres, welches meine Gefährten zubereitet hatten, keinen Bissen essen konnte, obgleich meine Kameraden sich wohl schmecken ließen.“ Der Leser wird die Reisenden damit entschuldigen, daß sie um ihres Unterholtes willen genöthigt waren, auf die Affen Jagd zu machen; die Lebensmittel waren ihnen ausgegangen. Auch versichert man, daß das Fleisch mancher Affen, von gewisser Gattung oder in gewissem Alter, recht zart und lecker ist. Aber es kommt doch wohl den Meisten karnibalisches vor, Affenbraten zu schmausen.

Bei dem beständigen Baumaufl- Baumab-Klettern und Springen dieser unruhigen Thiere in ihren heimathlichen Wäldern ist, natürlich um der Jungen willen, die noch nicht mitklettern können, die größte Vorsorge von Nöthen, damit sie nicht berabstürzen. Der Instinkt treibt daher die jungen Affen, sich fest anzuklammern, wo sie nur können, ganz besonders aber an ihre Mutter. Zu diesem Zwecke haben sie in ihren vier Füßen, und namentlich in den Vorderpfoten, eine große Kraft. Wir sahen Affenweibchen mit ihren Jungen im Käfig einer Menagerie, und in diesem engen, niedrigen Gefängnisse war jener Instinkt in der Mutter und in dem Jungen doch so lebhaft, sie war so besorgt, ihr Kind nicht fallen zu lassen, das Kleine schlang sich so eng und fest um ihren Leib, als wären sie noch daheim und schwängen sich in freier Luft über die höchsten Äste und Wipfel. Es war ein gutes Beispiel zur Erläuterung des Unterschiedes zwischen Instinkt und Vernunft.

Eine kleine Anekdote mag hier ihren Platz finden, welche Levaillant in der Einleitung zu seiner ersten Reise erzählt. Er lebte als junger Mann zu Paramaribo im Holländischen Guiana, seinem Geburtsorte, und hatte schon damals eine große Insekten-Sammlung angelegt. Eines Tages ging er mit seinen Gefährten auf die Jagd, und sie erschossen ein Affenweibchen. „Das Junge, was sie auf dem Rücken trug, war nicht verwundet; wir nahmen beide mit nach Haus, und als wir in der Pflanzung anlangten, hatte das kleine Affchen noch nicht von den Schultern seiner Mutter losgelassen. Ein harter Neger mußte kommen und mir helfen, es loszumachen, aber im nächsten Augenblick sprang es, wie ein hüpfender Vogel, auf den Verrücktenstock daneben, worauf meines Vaters Perrücke saß; um den Klammerte es sich mit seinen vier Pfötchen und war nicht herunter zu kriegen. Offenbar war es durch seinen Instinkt getäuscht und glaubte noch immer an dem zottigen Rücken seiner Mutter zu sitzen; auch schien es sich in diesem Wahne so wohl zu befinden, daß ich ihm seinen Willen ließ. Ich säuterte es mit Ziegenmilch. Drei Wochen lang blieb das Thier an der stiefmütterlichen Perrücke hängen; dann emancipirte es sich glücklich und wurde durch seine neckischen Geberden und Streiche der Liebling des ganzen Hauses.“ Etwas Pöflicheres läßt sich wohl kaum denken, als ein Affchen, das einen Perrückenstock gar zärtlich umhast, als wenn's sein „lieb Mütterchen“ wär; aber die Geschichte nahm für den verwaisten armen Schelm ein gar klägliches Ende: „denn leider, — so erzählt Levaillant weiter, — ich hatte zu meiner Herde den Wolf ins Haus genommen. Eines Morgens hatte ich unvorsichtiger Weise die Thüre zu meinem Zimmer offen gelassen, und wie ich wieder eintrete, siehe, da war der kleine Schlingel über meine Käfer und Schmetterlinge gerathen und schmauste sie zum Frühstück. Im ersten Zorn hätte ich ihn erwürgen mögen, aber er war für seine Gefährlichkeit nur zu bitter gestraft; mit den Insekten hatte er etliche Nadeln heruntergeschluckt und wand sich jetzt unter den schmerzhaftesten Schmerzen. Der Anblick zerschchnitt mir das Herz; ich bemühte mich, ihm zu helfen, ich weinte, ich rief alle unsere Sklaven, aber keiner wußte Rath; das arme Thier gab unter Qualen seinen Geist auf.“

Die Form des Kopfes und Schädels ist bei manchen und ganz besonders bei jungen Affen der menschlichen sehr ähnlich; auch nach der von Camper zuerst aufgestellten, von Cuvier und Geoffroy Saint-Hilaire anerkannten Theorie des Gesichtswinkels darf man diesen Thieren einen ziemlich hohen Grad von Intelligenz zutrauen, da jener Winkel bei einigen menschenähnlichen Vierfüßlern sich in der Jugend bis zu 65° öffnet. Aber mit vorschreitendem Alter sinkt das Gesicht immer mehr in den thierischen Charakter zurück, die Stirn tritt nach zurück, und der Campersche Winkel verengt sich bis auf 30°. Wenn man von Drang-Dutangs und Schimpansen liest, die so außerordentliche Beweise von Verstand, Gelehrigkeit und Gutartigkeit gegeben, so ist immer nur von jungen Thieren die Rede; die alten ausgewachsenen sind gar nicht mehr liebenswürdig, sondern unjähmbar wild, bösehaft und tückisch.

(Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

- Sketches of the Pyrenees. — Von dem Verf. der „Rheinlands-Erinnerungen“. (Diese Pyrenäen-Skizzen sind mit dem früher erschienenen „Sommer in den Pyrenäen“ von J. C. Murray nicht zu verwechseln.) 2 Bde. 24 S.
- The curate of Steinholt. — Erzählung aus Island. 2 Bde. 18 S.
- Geraldine, a tale of conscience. — 2 Bde. 12 S.
- The city of the Sultan. — Von Miß Pardoe. 2 Bde. 32 S.
- History of Mahomed and his successors. — Von W. Syme. 3 S.

F r a n k r e i c h.

Musikalische Salons in Paris.

(Schluß.)

In dem Salon der Gräfin Merlin weiß man durchaus nichts von musikalischer Theilnahme oder Ausschließung; man fragt erst nach dem Paffe eines Künstlers, nachdem man seinem Talente applaudirt hat.

Kunstliebhaber und Politiker, die die verschiedensten Ansichten und Meinungen haben, begegnen sich dort, ohne sich jemals unangenehm zu berühren; niemals hören laute Unterhaltungen oder Disputationen die Musik, und wenn sich wirklich einmal einige sonore Worte hören lassen, so geschieht das, weil man jetzt gern ganz laut mit seinen Meinungen koletirt und diese Gewohnheit überhaupt jede Art von Harmonie stört. Hier sah man früher die größten Talente ihre Rivalität vergessen, um das Muster der vollkommensten Ausführung darzubieten und die Erwartungen und Wünsche des Komponisten sogar zu übertreffen. Rossini hörte oft mit lautloser Bewunderung seine brillanten Duette von der Malibran und der Sontag singen. Jene Eifersucht, die das Publikum so gern erregt und anreizt, wich hier dem Wunsche, der liebenswürdigen Frau vom Hause zu gefallen, und alle ausgezeichnete Partituren von Bellini, Rossini, Meyerbeer und Donizetti wurden hier versucht, ehe sie auf der Bühne die glänzendsten Erfolge krönten. Kurz, die feine Welt von Paris ist daran gewöhnt, in diesem Salon alle Koryphäen der Musik zu bewundern. Der melodische Glanz dieser brillanten Konzerte triumphirt über die Kälte des Publikums unserer modernen Saisons; denn man könnte noch mehrere Gesellschaftsfäle anführen, in denen vortrefflich musiziert wird; aber, guter Gott! wie wenig Interesse erregt das bei den Zuhörern! Ein tödtlicher Schauer durchläuft den unglücklichen Künstler, wenn er vor diesem Kreise von reich geschmückten Frauen, die einzig und allein mit ihrem Puge beschäftigt sind, sein Talent produziren soll! Zuerst raubt ihm schon der bange Zweifel an der Möglichkeit, auf diesen kalten gleichgültigen Gesichtern ein Zeichen der Bewegung hervorzubringen, die Hälfte seines Talent, und wenn die andere Hälfte dann auch wirklich auf eine kleine Anzahl von Kunstliebhabern wirkt, die sich nicht durch einige hörbare Beifallszeichen zu compromittiren fürchten, so wiederhallt das Echo dieser schüchternen Bravo's, die auf eine Eismasse fallen, in dem großen weiten Saale so traurig, wie ein Almosen, das eine mitleidige Hand in einen hohlen Stamm wirft. Wenn man diese jungen hübschen Frauen, die für die lieblichsten Thne unempfindlich bleiben, beobachtet, so sollte man glauben, daß irgend ein großer wichtiger Gedanke ihre ganze Seele ausschließlich beschäftige und sie für alles Andere theilnahmlos mache; aber mit welcher Energie mögen sie sich wohl vor dem Konzerte in Schwärworten gegen Puz- und Modehändlerin ergossen haben, die ein Hut oder ein Kleid nicht zu rechter Zeit oder wohl gar unkleidbar abliefern!

Wir wollen hoffen, daß dieser läbel angebrachte Eifer sich bald wieder auf einen würdigeren Gegenstand lenken werde, und daß die ausübenden Künstler nicht mehr lange zu den Anstrengungen der unnatürlichsten Leidenschaften ihre Zuflucht nehmen müssen, um die Apathie ihres eleganten Auditoriums zu überwinden; denn wenn wir auch die Unbeweglichkeit und das Stillschweigen, welches oft den entzückendsten Melodien folgt, bedauern, so thut es uns doch noch viel mehr leid, von jungen schönen Mädchen und Frauen die heftigsten Klagen verrathener Liebe oder den bis zur wilden Raserei gesteigerten Wahnwitz einer armen Verlassenen leidenschaftlich vortragen zu hören, weil sie ihre ganze Kraft aufbieten müssen, um einen in dumpfe Gefühlslosigkeit versunkenen Salon zu elektrifiziren. Diese in Musik gesetzten Seufzer und Wehklagen über die Unbeständigkeit oder Kälte eines Unbarmherzigen nehmen jetzt wirklich überhand, und wenn die Lieder, wie die Lustspiele, ein Spiegel des Jahrhunderts wären, so müßten wahrlich die Frauen unserer Zeit der Nachwelt als ewig ungeliebte, langweilige und Weinerliche Wesen erscheinen. Ist es denn nicht auch eigentlich ganz unpassend, von diesen jungfräulichen frischen Stimmen nichts als so verlebte Seufzer zu hören? und würden unsere jungen Mädchen, deren natürliche Schüchternheit einen so auffallenden Kontrast mit dem Inhalt ihrer Lieder darbietet, nicht liebenswürdiger erscheinen, wenn sie eine sanfte melancholische Romanze mit Gefühl vorträgen, statt alle Konnotationen der Verzweiflung in ihrem Gesange auszudrücken und nachzuahmen? Wenn ich übrigens diese Mode table, so geschieht das nur, weil ich es gern verhindern will, daß sie in unsere Salons wieder eingeführt werde; denn für diesen Augenblick scheint sie mir, Gottlob! gänzlich daraus verbannt zu seyn. Die hübschen Romanzen, die Mad. Dorothea während des letzten Winters so entzückend sang, waren bald allgewein verbreitet, und alle junge Damen, die mit Recht Ansprüche auf guten Geschmack machen, ziehen sie den anderen modernen Gesangstücken vor und beifern sich, der gefeierten Künstlerin nachzuahmen. Der alte fernige gute Ton unserer Pariser Gesellschaftsfäle, den man, wie alle alte Mächte, so gern mit bizarren Bonmots und Schaffpeare'schen Witz angreift und beleidigt, läßt also nichtdestoweniger seinen Einfluß auf die Mehrzahl des Publikums aus.

Die Wahrheit dieser Behauptung wird hinlänglich, glaub' ich, durch den Eifer bestätigt, den das höhere feine Publikum zeigt, um den Einladungen des Grafen und der Gräfin Merlin Folge zu leisten. Man sucht sich von allen früheren Engagements, von Ballen oder großen Gesellschaften frei zu machen, man scheut weder Schnupfen, noch irgend ein anderes Unwohlseyn, um bei der Gräfin die schönste Musik auf vortrefflichste auszuführen zu hören. Und dann hat es ja etwas unaussprechlich Edles und Interessantes, einen alten mit Rubm bedeckten Offizier den Künstlern huldigen und die Kunst so göttlich aufnehmen zu sehen; denn wie oft geht solchen ausgezeichneten Kriegern der Sinn für alle höhere Genüsse der Seele in dem Getümmel der Schlachten verloren. Das Talent der Gräfin wird jetzt durch die herrliche Stimme ihrer Tochter unterstützt, und die Duette, die von Mutter und Tochter mit doppelter Lieblichkeit gesungen werden, verschaffen wirklich einen doppelten Genuß.

Man muß übrigens nicht glauben, daß dieser Salon nichts als ein rein musikalisches Interesse biete. Wenn es vielleicht einmal den auf dem Programm des Konzerts verzeichneten Personen an Stimme oder gutem Willen fehlen sollte, um mit ihren Leistungen Musikliebhaber zu entzücken, so würde man dort noch immer genug geistreiche Leute antreffen, um für die Entbedrängung eines Vergnügens durch den Genuß

eines anderen entschädigt zu werden. Man wird vielleicht sagen, daß es eigentlich ganz unnütz sey, so vortreffliche Musik in Gegenwart von Personen aufzuführen zu lassen, die, streng genommen, ibren nicht bedürfen, um sich zu amüsiren, denn der Reiz einer interessanten Unterhaltung übertrifft jeden anderen; aber ich glaube, daß man nur von denen Stillschweigern erlangt, die im Stande sind, es auf eine angenehme Art zu brechen, und da unbedeutende Personen gewöhnlich laut und viel sprechen, so ist es gut, ihnen geistvolle Männer gegenüber zu stellen, die wohl schweigen können und für welche die Musik eine Quelle der schönsten Inspirationen ist; denn alle Talente sind ja mit einander verschwistert. Ja, Geist und Talent sind die Stifter einer großen Bruderschaft, deren Glieder sich überall erkennen und, trotz ihrer verschiedenen Sprachen, auch verstehen. Der Neid mag sich noch so sehr bemühen, sie zu entzweien, er mag sie verfolgen und trennen wie er will, sie finden sich doch einmal zusammen, und wenn sie einander begegnen, sey es auch am Ende der Welt, so reichen sie sich die Hand und lieben sich, wie die Kinder einer einzigen Familie. — Wir müssen also den wenigen ausgezeichneten Personen, die sich noch ein Vergnügen daraus machen, diese Glieder in ihrem Hause zu versammeln, aufs herzlichste dafür danken; bei ihnen werden Fremde noch jetzt jene Verehrung der Künste, jene geistigen Festlichkeiten und jene feine Höflichkeit wiederfinden, die so lange Frankreich vor allen anderen Ländern ausgezeichneten. Wir werden gewiß einst zu großen Politikern werden, denn man giebt sich ja schon seit vierzig Jahren die größte Mühe, um dieses Ziel zu erreichen; aber die Erziehung der Völker ist langwierig, schwer, und deshalb glaube ich, daß es gescheit wäre, wenn wir unsere geselligen Annehmlichkeiten nicht eher bei Seite legten, bis wir jene hohen Tugenden, jene erhabene Weisheit erlangt haben, die unter freien Regierungen so unumgänglich notwendig sind. Warum sollen wir einen Fuß ins Feuer werfen, der uns ziert und verschönert, ehe wir ein festes, undurchdringliches Kleidungsstück besitzen, das uns gegen alle politische Stürme schützt? Bis wir zu dem nationalen Paradiese gelangen, wo die Märtyrer aller Parteien ihre Palmen auf den Altar des Vaterlandes niederlegen werden, müssen wir uns mit dem Erbteil unserer Väter begnügen, und wie in jenen jetzt so verrufenen Zeiten, wollen auch wir, wo möglich, noch einige Jahre für Geist, Talent, Vergnügen, Ruhm und Genie leben.

Eine Reise mit dem Packetboote.

Seit zehn langen Tagen lagen wir, 200 an der Zahl, fest eingesperrt in Calais bei Neurice oder bei Duffin und konnten noch immer nicht über den Englischen Kanal, „English Channel“, wie die Engländer sehr bescheiden den Kanal La Manche zu nennen pflegen. Es war gerade volles Frühlings-Äquinoccium, der Wind blies heftig auf die Küste, und das Meer stürmte furchtbar.

So waren wir denn verdammt, hier festzusitzen und um die Wette zu fluchen und zu gähnen, denn Gott weiß, ob es Einer in Calais zehn Tage lang aushalten kann, ohne vor Langeweile umzukommen. Sobald man in den ersten vierundzwanzig Stunden die paar leeren Straßen der Stadt durchwandelt, den Paradeplatz seiner Länge und Breite nach durchmessen, die Wälle und das Arsenal besucht, die Citadelle bewundert, das Rathhaus in Augenschein genommen und des Nachts den beweglichen Leuchtturm des Hafens besichtigt hat, ist man so ziemlich mit sämmtlichen Merkwürdigkeiten des Ortes fertig. Zwar hat man dann noch in der letzten Noth draußen den Hafen, den Damm und das Court-Gain übrig, aber zu unserem Unglück war durch die Schuld der Windebraut der Hafen in dem jämmerlich schmutzigsten Zustand von der Welt, den Damm hatte die Fluth überschwemmt, und das Court-Gain war ganz in Wallung und Aufruhr. Die ehrlichen Fischer, welche dort wohnen, voller Muth, sich nicht aufs Meer wagen zu können, empfahlen sich der Gnade aller Heiligen im Paradies, in einer Sprache, die selbst den Teufel schrecken konnte.

Was mich betrifft, so war ich schon so weit, der zauberischen Macht so vieler angenehmer Dinge auf einmal zu erliegen, als plötzlich eines Morgens mit Anbruch des Tages alle Echoes des Neuriceschen Hotels von dem Geschrei zu Schiff! zu Schiff! wiederhallten. Ich muß gestehen, niemals hat mir der Tambour der Nationalgarde, der alle Monate unter meinem Fenster schlägt, um mich tapferen Stubenbocker zum Dienst des Vaterlandes abzurufen, niemals, sage ich, haben diese Töne mein Trommelfell so unaussprechlich angenehm gekitzelt, als dieser überraschende, ungeahnte Ruf. Da hätte Einer sehen sollen, was für ein Spektakel, was für ein Treiben und Wogen im ganzen Hotel entstand, wie die Jungen und Marqueurs sich rechts und links unter einander drängten und wie Tollhäusler hin und herliefen, man hätte wahrhaftig geschworen, daß eines der größten und wichtigsten Ereignisse in Calais zur Welt kommen solle. Und es war doch nur ein kleines Packetboot, das die Segel aufzog!

Wie bekannt, wacht ein guter Genius über allen Reisenden; auch ich hatte einen in Calais, nur in menschlicher Form, mit Fleisch und Knochen, mit Körper und Seele, mit Arm und Bein, mit Zunge und Händen; auch diesen könnte man, wie jeden anderen Schutzengel, einen allgemeinen und allwissenden nennen, so viel Leuten dient er auf einmal, ohne sich doch im geringsten zu irren. Sein Name ist Allégre, weit und breit berühmte im ganzen Pas-de-Calais. Beim ersten Lärm im Hotel war ich auf der Stelle aus dem Bett gesprungen, als genannter Genius an die Thür klopfte, sich meines Passes und Felleisens bemächtigt und mir im Fluge die wenigen Worte ins Ohr flüstert: „Rasch, rasch, in den Hafen!“ Donner! dachte ich, wer weiß, ob für alle Leute auf dem Schiff Platz ist, da heißt's sputen. In zwei Minuten war ich da; ich war um so hurtiger hingelaufen, als ich seit dem vorigen Abend noch ganz nüchtern war.

So hatte mich denn endlich das Packetboot aufgenommen, dessen Namen ich aus Gründen verschweigen will, nur so viel sey bemerkt, daß zu jener Zeit der göttliche Dampf noch nicht gebräuchlich war. Schon seit einer Stunde machte ich meine Runde auf dem Verdeck, die Hände reibend und mit den Gesundheitsschubben ungeduldig hin und her trabend, ich und noch an dreißig Passagiere, die es sich gleich mir batten einfallen lassen, sich zu sputen. Die Luft blies so frisch, die Segel knarnten und klapperten; wir hatten gerade den Wind hinter uns; so konnten wir schon in zwei Stunden recht gut die Englische Küste berühren.

Aber nun soll sich doch Einer in dieser Welt auf irgend etwas verlassen können! Es ist bekannt, was man schon bei einer Dilligence für Noth hat mit der erdrückenden Fluth von Packeten und Briefen, von Empfehlungen, von Abschiedskarten, von Warnungen und von Gott weiß, was noch für Geschäften und Sachen, die gar kein Ende nehmen wollen; aber dieses Fegfeuer ist wahrhaftig nichts gegen die Hölle eines Packetbootes. Da kommen zuerst die Wagen, dann die Pferde, dann wieder ein unübersehbarer Haufen Felleisen, und die schlendenden Erlaubnißschreine und noch ein ganzes Duzend hochwichtiger Personen, die man zu erwarten hat, und die enormen Waarenballen, die noch kommen sollen, und so geht das in einem fort, ohne Ausbören, kurz, es ist rein zum Versien. Dazu kommt nun noch, daß man sich auf dem Verdeck alle Augenblicke bald einen Stoß mit dem Ellenbogen, bald einen Puff am Rücken gefallen lassen muß, und das Alles, ohne daß man, vorher gewarnt, sich im geringsten in Acht nehmen kann; denn was das anbelangt, so machen die Herren Bootsleute keine lange Komplimente; obendrein endlich rechne man das unaufhörliche Schaukeln des verdammten Packetbootes, das die ganzen drei Stunden hindurch von der Fluth hin und her geschleudert wurde, gemiß ein höchst ergößliches Herauf und Herunter, besonders für jene glücklichen Sterblichen, die ein so weiches, gefühvolles Herz besitzen, wie ich.

Gott sey's gedankt! endlich giebt der Capitain brummend das Zeichen zur Abfahrt. Schon sind wir abgelassen; bald haben wir die enge Straße des Hafens zurückgelegt und grüßen noch die Spitze des Dammes. Hier mußte ich ganz still niederdrücken, denn als ich mich den vorigen Abend von jener majestätischen Stimme der Wasser, die unter mir in der Finsterniß gleich fernem Donner brauseten, bis an den Leuchtturm auf dem Damm verlocken ließ, da hätte nicht viel gefehlt, daß mir eine von den Wogen, ganz ohne Umstände, das Garaué gemacht; und ich muß gestehen, das Bett der Manche wäre mir doch etwas unangenehmer gewesen, als das bei Neurice.

Wir aber schossen hin mit einem lustigen Wind; die Seevögel ließen sich auf der Spitze unseres Mastbaums nieder, und um uns herum spielten die Meeresschweine und gaben die ergößlichsten Sprünge zum Besten.

Auf einmal schreit der Capitain mit einer Donnerstimme: „He, ich hab's wohl vorher gesagt... zwei Stunden zu spät!... Dreht mir rasch das Schiff auf die andere Seite.“ Kaum war dieses teufelische Wort heraus, als das schreckliche Manövre begann und wir armen Passagiere mit gebeugtem Kopf, mit gekrümmtem Leib die furchtbaren Stöße bekamen, von denen wir uns immer aufs neue wieder aufhoben. Meine Flüße besonders, die ans Wasser nicht sehr gewöhnt sind, überstürzten sich auf eine ganz böllische Manier. Zu unserem Trost fing auch das Meer an, sich gräßlich emporzutürmen, immer heftiger raste der Wind in die Segel, und schon bespülten einige Wogen das Verdeck.

In einem Nu flüchtete Alles in die Kajüte; ich haßte die Kajüten mit ihren Theer- und Seewassergebüden und so vielen andern mehr oder weniger natürlichen Dünsten, die nicht zu ertragen sind. Ich war zwar schon ohnedies krank, doch fest angeklammert an das Verdeckgeländer, mit der Nase in den Wind, konnte ich doch wenigstens atmen, ja ich hätte sogar trotz Allem wie ein fester, weitgereister Seefahrer ausgesehen, wären mir nicht diese verfluchten Schiffsanwendungen in den Weg gekommen, die mich fortwährend zwangen, den Platz zu ändern, und diese abscheulichen Wogen, die mir jede Minute den Fuß liebkosten, und endlich die eiszige kalte Luft, die mir fast den Uebera abschnitt. — Uebrigens schwammen wir bei dem Allen immer weiter.

Fünf kleine Stunden gingen in so angenehmer Weise vorüber, als wir endlich die Küste von Dover zu Gesicht bekamen; sie breitete sich recht gefällig vor unseren Augen aus mit ihrer Citadelle und dem Hafen. Es war aber auch hohe Zeit, denn unsere Passagiere lagen ganz erschöpft und ohnmächtig in der Kajüte zerstreut, und ich selbst, bis auf die Haut durchnäßt und mit den Zähnen klappernd, spielte gewiß eine eben so miserable Figur und verwünschte das Meer zu allen Teufeln. Voll Sehnsucht starteten meine Blicke nach der Küste von Dover hin und verschlangen gierig jene Sanddünen, die aber immer mehr vor uns zurückzuweichen schienen. „Infernes Schaukeln!“ brummte ich, „verdammte Schiffsbreiter; so nahe an festem, sicherem Erdboden muß ich hier auf dem Verdeck gefesselt sitzen bleiben und mich mit Macht an das Geländer klammern, um nicht den Geist aufzugeben!“

In diesem Augenblick schien sich meiner eine Art Schwindel zu bemächtigen: ich glaubte, auf einem ungeheuren Wogenberge in der Ferne von Zeit zu Zeit etwas zu sehen, was, wie ein kleiner Kahn, mit aller Kraft der Ruder auf uns losfuhr. Du armer Nachen!... Ach, es war leider nur ein Traum.“ — Noch war ich in diese Täuschung versunken, als der Capitain zu mir herantrat: „Sehen Sie, mein Herr, da haben wir schon Dover.“ — „Ja wohl, ja wohl, Capitain“, erwiderte ich mit freudig hoffender Gebärde. — „Zum Unglück kommt der Wind von der Küste“, sprach er; dann fügte er mit beispielloser Gleichgültigkeit hinzu: „Wir werden laviren müssen.“ — „Was sagen Sie? Laviren!“ rief ich, wie niedergedonnert durch dies Schreckenswort. — „Na! Beruhigen Sie sich, wir fahren aufs hohe Meer; morgen aber und nicht später kommen wir ganz sicher mit der Fluth nach Dover.“

Sprach's und wandte den Rücken; ich aber in der furchtbaren Aufregung, in welche mich dieser kalte Todespruch geworfen, raffte mich empor, laufe dem Teufels-Capitain nach, um ihn anzureden, ihm zu Füßen zu fallen, ihn durch Bitten zu erweichen und noch Gott weiß was. . . In diesem Augenblick, wie ich so im besten Zuge, ohne Böses zu ahnen, über die Mitte der Brücke hinrenne, mußte man gerade zum fünfzigsten Male das Schiff auf die andere Seite drehen. Im Nu falle ich der Länge nach auf die Nase hin und liege so mit ausgestreckten Füßen und über einander gelegten Armen, mit leuchtendem Bauche quer über dem Verdeck, während mir auf der einen Seite der Hut, auf der anderen die Brieftasche weit hinfliegt nach allen Winden.

„O ihr Geister meiner Ahnen! Warum mußte ich doch gerade jetzt in meinem heroischen Laufe gehemmt werden! Zwei Matrosen hatten die Gefälligkeit, mich lachend aufzurichten; einer gab mir meinen Hut zurück, und der Andere, noch ehrlicher, brachte mir meine Brieftasche, welche außer einigen Schillingen, die mir in der Seitentasche herumrollten, mein sämtliches Reisegeld enthielt; noch ein Sprung, und sie fiel ins Meer, und ich hatte auch nicht mehr so viel, um mich nur eine einzige Stunde in Dover aufzuhalten.“

So war ich denn wieder auf meine zwei Füße resituirt, Gott weiß wie; ich suchte, so gut es gehen wollte, meine läbel zugerichtete Verionnage wieder etwas in Ordnung zu bringen, aber ich leuchte und stöhnte furchtbar, es war mir Hören und Sehen vergangen.

Plötzlich erschallen einige grobe Tritonenstimmen, wie aus der Tiefe des Meeres; man läuft, man bewegt sich um mich herum, und ein verworrenes Durcheinander von Geschrei und Flüchen betäubt mir die Ohren: „Go down — Chien d'Anglais — Come along — Gagne au large.“ Ich lebe wieder auf, ich öffne die Augen, und was sehe ich? ein an den Bord gebundenes Kanot, dessen Herr mit seinen Go-down's sich wie ein Besessener quälte. Kein Mensch rührte sich, während der arme Nachen, von den Wogen hin und her getollt, wie eine Muschelschale herumspwang. — Indessen blieb weiter nichts übrig; man mußte entweder die Nacht auf dem Meere zubringen oder in die Barke springen, um noch heute nach Dover zu kommen.

Ein Mensch, der dem Ertrinken nahe ist, unklammert mit Entzücken selbst ein rothglühend Eisen; ganz still und heimlich berechne ich die Bewegungen des Kanots, und just wie er wieder an unseren Kiel anstößt, gebe ich mir einen raschen Schwung, mitten durch den sprügenden Regen hindurch, und falle ganz weich mit beiden Knien auf die Querbänke des Kanots. Trotz dieses schweren Falles richte ich mich stolz und mutbig empor, wie ein zweiter Peter der Große, und appellire gleichfalls mit Stimme und Miene an die Fremden; aber wahrscheinlich mußte der unvergleichliche Heroismus meines gefährlichen Sprunges nicht viel Liebhaber gefunden haben; genug auch nicht Einer folgte meinem Beispiele, und es mochte wohl kein sehr einladendes, komisches Schauspiel abgeben, wie wir so in der leichten Barke herumtanzen mußten, ich und meine neuen Wirthe.

Endlich hat man das Tau noch näher angebunden, eine Leiter wird befestigt, und nach mannigfachen Schwierigkeiten und Unterhandlungen saßen wir nun schon acht Dvser an der Zahl (eine Frau mit begriffen) in dem verbängnißvollen Nachen.

„Glückliche Reise!“ ruft uns der Capitain zu mit ironischer Miene „Let us go“, erwidert unser Schiffspatron, und schon waren wir fort. Als ich die Augen emporhebe, da war kein Packetboot, kein Mast mehr, es war Alles auf dem weiten Abgrunde verschwunden. Ich weiß nicht, ob's auch meinen Unglücksgefährten, gleich mir, ein wenig schwarz vor den Augen geworden, als sie sich so auf einmal in einer gebrechlichen Barke der Wuth des aufgeregten Meeres preisgegeben sahen; so viel ist gewiß, daß ein dumpfes, mutloses Schweigen unter uns herrschte, das Schweigen der Angst und des Schreckens.

Man hätte auch diese drohenden Wogenberge auf uns zustürzen sehen sollen; gleich beim Anblick der ersten, die sich näherte, dachte ich, gewiß schon tausendmal verschlungen zu seyn. O Wunder über Wunder! ein Wort, ein Wink von dem Patron, und gehorsam senkt sich der Riese und schleicht ruhig unter unserem Nachen vorüber; so ging es mit allen übrigen. Das beruhigte uns wieder: nun, das geht vortreflich, dachte ich bei mir, unser Pilot ist ein wahrer Nelson.

Seit zwanzig Minuten ungefähr wurden wir so immer weiter nach der Küste von Dover zu getrieben; hier folgten ganze Haufen von Neugierigen mit den Zeichen der lebhaftesten Angst jeder Bewegung von unserer Seite, und schon gedachte ich, bald den Sand unter den Füßen zu fühlen, als sich plötzlich ein fernes Donnern und Brausen, erst ganz dumpf, dann immer deutlicher und stärker, vernehmen läßt; kaum drehe ich mich um, als meine Gefährten und ich von einem sprudelnden Schaumregen salattirt werden. — Es war weiter nichts, als daß wir in die Brandung hineingekommen waren. — Bei einem solchen Spas war noch Keiner von uns zugegen gewesen; kaum rührt man sich wieder ein wenig und fragt nichts danach, puff! seht's wieder einen neuen Gruß, und noch einen, und wieder einen, kurz, es war Alles aus, unsere Barke füllte sich mit Wasser.

In ihrem Schrecken hatten sich meine Nachbarn dicht an einander gedrängt, mit dem Rücken nach dem Meer zu gewandt, und ich, der näher an dem Patron stand, mußte den armen Leuten zum letzten Bollwerk dienen; ich hielt mich aufrecht stehend, fest und unbeweglich wie ein Soldat beim Gewehrschultern, und von jeder neuen Woge voller Resignation meine Oberseite entgegennehmend. Jetzt drohte eine letzte Brandungswelle, uns unterzutauhen. — „Heda, wir werden unterstufen“, schrie ich, ganz außer mir, dem alten Seehund zu. — „Never mind, be quiet, (nicht daran zu denken; seyd nur ruhig)“, sprach er kalt und kurz, ohne mich anzusehen, dann giebt er ein Zeichen und seine beiden

Matrosen stürzen sich ins Meer. Zu welchem Zwecke, weiß ich nicht; denn ich sah nichts mehr, ich war ganz betäubt, meine Augen waren voll Wasser; auf einmal bestümt die Barke einen raschen Zug; wir dringen durch das Wasser hindurch, — man bugsierte uns.

Kurz und gut, wir kamen noch gerade zurecht, um auf dem Sand zu stranden; nur noch eine Minute, und es war zu spät!

Die jämmerlichen Details unserer Landung will ich den Lesern ersparen. Die Frau, welche sich mit uns gewagt hatte, lag schon längst in Ohnmacht; die Leute transportirten sie auf den Schultern ohne Besinnung ins Zollhaus. Die arme Frau kam bald wieder zu sich, aber leider nur, um etliche 30,000 Francs Spißen, die sie als Kontrebande mit sich trug, vor ihren Augen ausgebreitet zu sehen; ich glaube, sie ist vor Verdruß darüber gestorben. Jetzt wage es noch Einer, im März-Äquinoctium, in einer Barke Promenaden über den English Channel zu unternehmen. (Fr. Litt.)

Mannigfaltiges.

— Cooper in England. Herr Cooper scheint es mit aller Welt verderben zu wollen. Seitdem er, statt der Prairien und See-Abenteuer, Länder und Städte beschreibt, seitdem er das Reich der Phantasie mit Frankreich und England vertauscht hat, ist sein literarischer Ruhm so krank geworden, daß ihm die kritischen Aerzte in der alten wie in der neuen Welt kein langes Leben mehr versprechen. Herr Cooper, der sich in seinen Romanen in einer gewissen fernliegenden und durch ihre Reueit interessanten Sphäre gehalten, hatte selber dadurch ein interessantes Relief bekommen; das gab ihm Vertrauen, seine Europäischen Leser selbst aufzusuchen und diese nun sogar zum Gegenstande seiner Darstellungen zu machen. Aber wie klein erscheint in der Nähe der Mann, der sich in der Ferne so kolossal ausnahm! Was Herr Cooper über Frankreich, die Schweiz, Deutschland und England und sogar über die gesellschaftlichen Zustände seines eigenen Vaterlandes in seinen letzten drei Werken hat drucken lassen, steht auf so gleichem Niveau mit dem kleingeistigen Geschwätz einiger Engländer, Französischer und Deutscher Touristen, daß er wahrlich nicht nöthig gehabt hätte, sich darnach aus Amerika nach der alten Welt zu bemühen. Von seinen beiden vorangegangenen Schriften dieser Art, den „Erinnerungen an Europa“ und dem „Aufenthalt in Frankreich“ haben wir bereits früher gesprochen. Sein neuestes Buch heißt: „England; nebst Skizzen der Gesellschaft in der Hauptstadt.“ Was unter solchen „Skizzen“ heutzutage zu verstehen sey, bedarf kaum mehr einer Erläuterung; der Titel ist gar zu oft schon da gewesen und bedeutet ungefähr so viel, als: viele Worte über Personen und Dinge und möglichst wenige Gedanken über Geist und Gehalt. Cooper's „England“ erfüllt diese Bedingungen auf das Vollständigste; es sind drei Bände voller kleiner Geschichten von Mittagstafeln, Landpartien und ungebrühten Ennühranten, bei denen es nur unentschieden bleibt, wer am meisten dazu beigetragen, ob die Englische Gesellschaft oder Herr Cooper. Legt man nur ja nicht etwa den Maßstab der „Briefe eines Verstorbenen“ an dieses Buch; sie verhalten sich zu einander, wie ein feingebildeter Mann zu einem Plebejer an Geist: der Eine hat das Talent, auch das Nichtigste unterhaltend zu machen, während die Robheit des Anderen selbst in seinem Schweigen mißspricht. Wir mögen dem republikanisch erzogenen Amerikaner Manches zu gut halten, nur nicht gerade das Kleinliche! Franklin war auch ein Republikaner, und Washington Irving ist es nicht weniger. Aber welche Anerkennungen hatte der Eine für die großen Männer in Frankreich, und wie bescheiden und doch zugleich urban trat der Andere in England und selbst in Spanien auf! Cooper dagegen weiß sich nicht genug lustig darüber zu machen, daß Lady Holland ihm die Vorzüge der Holländischen Häringe anerkundet, daß der Bischof von London den Namen des Bischofs von New-York Hubbard und nicht Hobart ausgesprochen, und daß die Englischen Pairs an seiner Thätigkeit immer viel stärker und vehementier anzupochen pflegten, als die Mitglieder des Unterhauses. Und solche Geschichten theilt der Amerikaner als Charakter-Züge von Alt-England mit! Wolte er dadurch sein Vaterland mit den Ausfällen gegen dasselbe versöhnen, die seine beiden vorangegangenen Schriften enthielten, so wird ihm das bei den fortwährenden Neckereien zwischen England und den Vereinigten Staaten vielleicht gelingen, aber seinem Geschmack und seiner Urtheilskraft wird die gebildete Lesewelt, die ihnen schon seit zwei Jahren nicht mehr recht traut, nun vollends Lebewohl sagen.

— Jedem das Seine! Der „Hamburger Korrespondent“ vom 8ten d. M. macht darauf aufmerksam, daß die Französischen Uebersetzungen Schillerscher Gedichte, deren wir in Nr. 33 des „Magazin“ gedachten, gar nicht von Herrn Bonafont herrühren, sondern von diesem bloß aus einer im Jahre 1825 in Paris erschienenen Sammlung Schillerscher Poesieen, übersezt von Madame Morel †), abgedruckt worden sind, ohne daß der eben so eleganten als zarten Uebersetzerin von Herrn Bonafont auch nur mit einer Sylbe gedacht wurde. Madame Morel ist bereits verstorben und kann daher ihr Eigenthum nicht selbst vindiziren; wir glauben jedoch, einer Todten diese Ehrenerklärung um so mehr schuldig zu seyn.

*) Recollections of Europe etc. — London, 1836.
 **) A residence in France, with an excursion up the Rhine, and a second visit to Switzerland. — Paris, 1836.
 ***) England; with sketches of society in the metropolis. By J. Fenimore Cooper. 3 vols. London, 1837.
 †) Choix de pièces fugitives de Schiller, traduites de l'allemand, par Madame Morel. Paris, Le Normant pere, 1825.